

Zur seelischen und körperlichen Lehrergesundheit in einer salutogenen Schule“

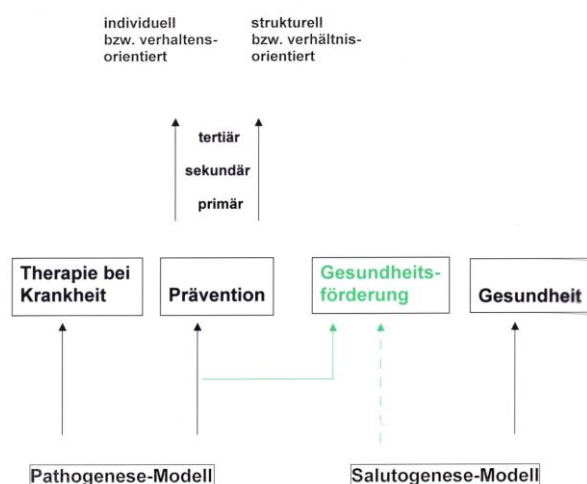
Eckhard Schiffer, Quakenbrück

Referat am 2. November 2010 im Religionspädagogischen Institut Loccum

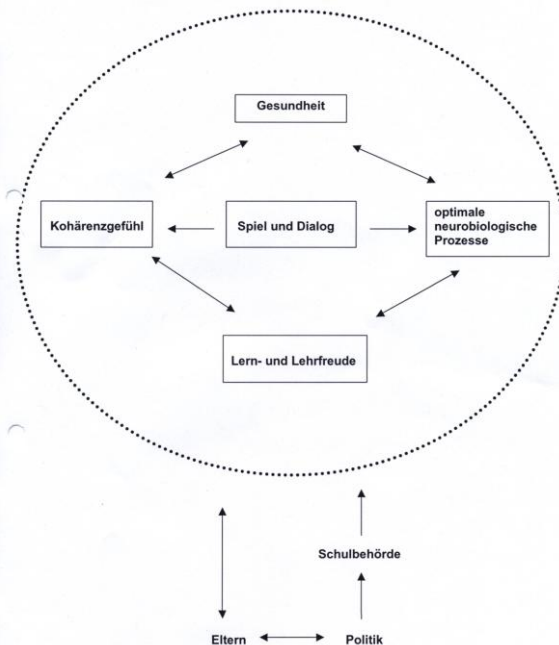
Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Mitgebracht habe ich Ihnen zunächst das *Salutogenesekonzept* von Aaron Antonovsky

In diesem *Konzept zur Gesundheitsentstehung* wird danach gefragt, wie **Gesundheit** entsteht. Dies in Unterscheidung zu dem klassischen Pathogenesekonzept in Medizin, Psychologie und auch Pädagogik. Mit letzterem wird danach gefragt, wie Krankheit, Leiden und Störungen entstehen. Der aus dem Pathogenesekonzept abgeleitete Präventionsgedanke meint „Losschlagen“ bevor die Krankheit den Menschen überrollt. Beide - Salutogenese und Prävention - schließen einander aber nicht aus, sondern ergänzen sich. So z.B. in dem Begriff der Gesundheitsförderung. (Schema 1)



Schema 1



Schema 2 (salutogene Schule)

Soweit ich nun aus dem Tagungsprogramm ersehe, sind Sie auch mit Kompetenzanforderungen sowie allgemeinen Erwartungen an Lehrkräfte und in

diesem Kontext mit deren Bild in der Öffentlichkeit befasst. All dies wird *explizit* vermittelt. Im Kontrast dazu, geht es heute in meinem Referat vorwiegend darum, was *implizit* erfasst werden kann und wie sich Lehrergesundheit in einem *systemischen Kontext* darstellt. Letzteres meint konkret: Wie können in dem *Beziehungsgeschehen* einer Klassen- bzw. Schulgemeinschaft Lehrerinnen und Lehrer gesundheitlich gefördert werden.

Was ich *nicht* mitgebracht habe, sind sofort wirksame Gesundheits-Rezepte für den pädagogischen Einzelkämpfer. Was ich aber heute aufzeigen möchte, sind Skizzen zu einer *Salutogenetischen Schule* (Schema 2). Diese braucht allerdings zu ihrer Entfaltung Zeit, denn sie setzt eigenständig motivierte Lernprozesse im Kollegium voraus, die auf kultusministerieller Ebene in der Regel kaum bekannt sind.

Wir lernen ständig, auch als Erwachsene, wir können uns gar nicht dagegen wehren. Denn unser Gehirn hat nichts anderes vor und nichts anderes zu tun als zu lernen. Sogar im Schlaf. Die *Frage* ist nur, was, wie und wo wir lernen. Körperliche Entsprechungen von Lernprozessen, die schon vorgeburtlich einsetzen, sind die *synaptischen* Veränderungen in den Verknüpfungen der Nervenzellen des Gehirns. Unser Gehirn ist eine ständige Umbaustelle. Wenn Sie nach diesem Vortrag aus dem Saal herausgehen, haben Sie mit Sicherheit ein anderes Gehirn als das, mit dem sie hereingekommen sind. Und wenn etwas Gutes daraus wird dann fördern wir auch die Entfaltung eines starkes *Kohärenzgefühles*.

In dem eben genannten Salutogenese-Konzept von Aaron Antonovsky ist das Kohärenzgefühl die entscheidende Grundlage von Gesundheit.

Kohärenz kommt aus dem Lateinischen und das bedeutet ebenso viel wie Zusammenhang, Zusammenhalt, einen inneren und äußeren Halt haben. Sich innerlich und äußerlich getragen, gehalten erfahren und sich „stimmig“ fühlen, dabei sich auch selber innerlich und äußerlich Halt verschaffen können. Das Kohärenzgefühl können wir im ersten Anlauf mit gesundheitsbedeutsamer Gelassenheit übersetzen.

Was ich nun im weiteren Kontext allerdings weitgehend auslasse, ist die kritische Reflexion eines *definierten Gesundheitsbegriffes*. Nur anhand zweier Beispiele sei auf die Problematik aufmerksam gemacht, wenn wir von *der* Gesundheit sprechen. Denn Gesundheit lässt sich nicht eindeutig wie eine naturwissenschaftliche Konstante definieren, sondern ist immer nur in ihrem jeweiligen soziokulturellen Kontext zu verstehen. Hierfür zwei Beispiele:

Bilder: Barocker und schlanker Leib („Twiggy“)

Der *barocke* Leib als Festung gegen Schwindsucht und Hungersnot, der *heutige* schlanke Leib hingegen als Ideal, durchtrainiert und triebkontrolliert. Beide Manifestationsformen aber immer wieder auch sehr nahe an der Krankheit: hier der Herzinfarkt, da die Essstörung.

Zur weiteren Annäherung an das Kohärenzgefühl habe ich Ihnen nun zwei Texte mitgebracht. In dem ersten geht es um eine Szene aus der Geschichte meines Lieblingshelden *Huckleberry Finn*. Der andere ist ein Ausschnitt aus dem Brief *Dietrich Bonhoeffers* Weihnachten 1943 aus dem Gefängnis Tegel an seine Eltern.

Huckleberry Finn ist in Mark Twains Geschichten um Tom Sawyer der Bürgerschreck – faul, verwahrlost, ohne festen Wohnsitz; der Vater ein gewalttätiger Säufer, von der Mutter ist schon gar nicht mehr die Rede. Nach unseren heutigen Vorstellungen wäre demnach Huckleberry Finn hochgradig gefährdet. Offensichtlich kommt der Huck jedoch gut über die Runden. Der Leser sympathisiert mit ihm, die Geschichten laden ein, sich mit Huck zu identifizieren.

Auf der Flucht vor seinem eigenen Vater, der ihm nach dem Leben trachtet, trifft Huck den entflohenen Sklaven Jim. Beide müssen um ihr Leben fürchten. Das Floß, das sie finden und mit dem sie auf dem Mississippistrom flussabwärts flüchten, wird zu ihrem Freiraum und Fluchort. Unser Text knüpft an eine Passage an, innerhalb derer sie an einer geschützten Uferstelle Halt machen, um in einer Höhle auf einem offenen Feuer ihr Mittagessen zu bereiten:

„Wir nahmen noch'n paar Fische von den Haken, die inzwischen angebissen hatten und warfen die Angelschnüre wieder aus. Dann machten wir alles zum Mittagessen (in unserer Höhle) fertig (...)

Sehr bald wurde es dunkel, und es fing an zu donnern und zu blitzen. (...) Gleich hinterher fing es an zu regnen, und bald goss es wie mit Eimern. Und der Wind heulte, wie ich's noch nie gehört hatte. Es war ein richtiges Sommergewitter. Es wurde so duster, dass draußen alles wie in Tinte getaucht aussah (...). Und dann tauchte ein Blitz alles in helles, goldenes Licht und man konnte für einen Moment Baumkronen erkennen, die ganz weit weg waren.

‘Jim, ist das nicht schön?’ fragte ich. ‘Ich möchte nirgendwo anders sein als hier.

Gib mir noch mal'n Stück Fisch und 'nen heißen Maiskuchen.’ “

Auf dem Bild zu dieser Textpassage aus dem „Huckleberry Finn“ fühlen sich die beiden offensichtlich wohl. Ihnen schmeckt es ausgezeichnet, obwohl ihr Mahl -

Fisch und Maiskuchen - relativ bescheiden ist und draußen die Welt unterzugehen scheint. Die beiden haben augenscheinlich keine Angst, fühlen sich in ihrer Freundschaft gut aufgehoben und geborgen. Und eben diese Freundschaft ist es, die in ihrem sonst eher einsamen Leben Sinn stiftet. Zusammen fühlen sie sich stark, zusammen meistern sie die Anforderungen, die die Wildnis und der Strom Mississippi mit all den dazugehörigen Gefahren an sie stellen.

Der zweite Text, den ich Ihnen mitgebracht habe, scheint aus einer ganz anderen Welt heraus entstanden zu sein, aber es gibt eine bedeutende Gemeinsamkeit: Das Kohärenzgefühl

Dietrich Bonhoeffer schrieb Weihnachten 1943 aus dem Gefängnis in Tegel an seine Eltern: „Ich brauche Euch nicht zu sagen, wie groß meine Sehnsucht nach Freiheit und nach Euch allen ist. Aber Ihr habt uns durch Jahrzehnte hindurch so unvergleichlich schöne Weihnachten bereitet, dass die dankbare Erinnerung daran stark genug ist, um auch ein dunkleres Weihnachten zu überstrahlen. In solchen Zeiten erweist es sich eigentlich erst, was es bedeutet, eine Vergangenheit und ein inneres Erbe (d.h. „innere Ressourcen“, E.S.) zu besitzen, das von dem Wandel der Zeiten und Zufälle unabhängig ist. (...)"

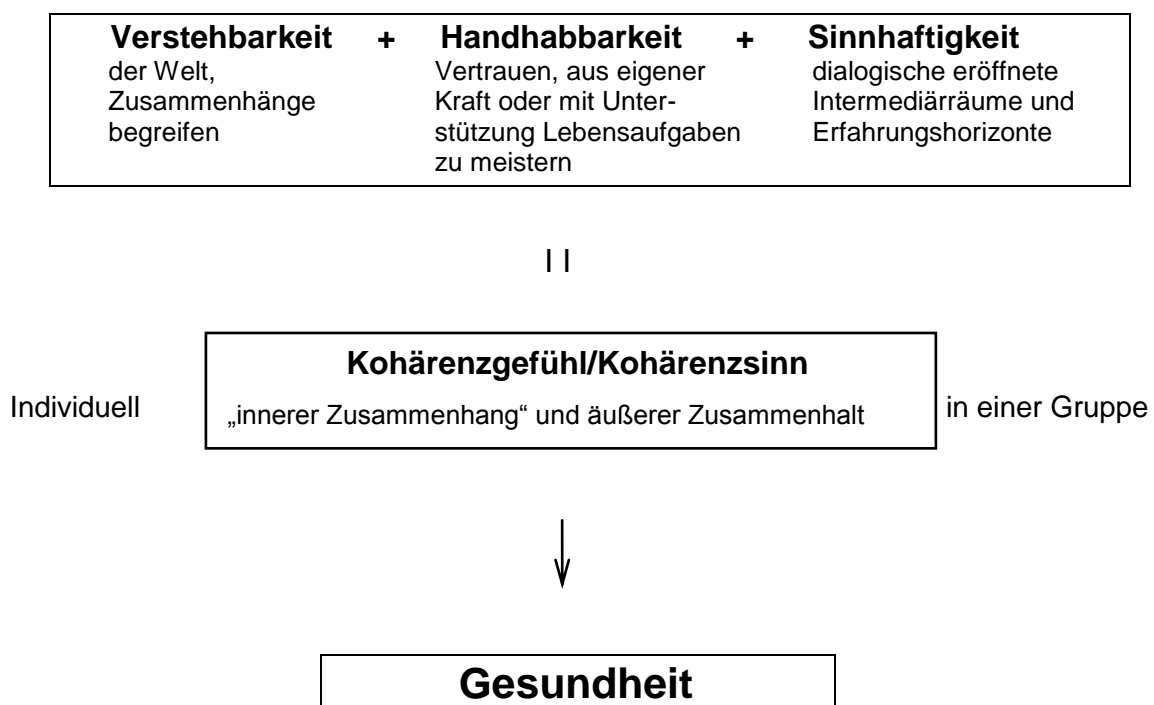
Dieser Text vermittelt auf der *gedanklichen* Ebene, was die Episode vom Huckleberry Finn *emotional* vermittelt, nämlich das Kohärenzgefühl.

Der Ursprung des Kohärenzgefühles liegt für jeden Einzelnen in dessen sozialen Beziehungserfahrungen. Für viele Menschen bleiben gute, auch in die *aktuelle* Gegenwart hereinreichende *äußere* Beziehungen – in der Familie, Freundeskreis, dem Betrieb, der Schule... – bedeutsam für die weitere Entwicklung des Kohärenzgefühles. Für Huckleberry Finn, dessen Kindheit im familiären Kontext alles andere als rosig verlief, war die spätere Freundschaft mit seinem Freund Jim für die Entfaltung einer Sinnperspektive und damit für das Kohärenzgefühl entscheidend. Das ist bei Mark Twain ganz fabelhaft nachzulesen. Manche Menschen – wie zum Beispiel Dietrich Bonhoeffer – haben hingegen in ihrer Familie solche positiven Beziehungserfahrungen schon so früh und dauerhaft verinnerlicht, dass das Kohärenzgefühl sich weitgehend aus diesen *inneren* Ressourcen speisen kann - auch allein in der Gefängniszelle. Zumeist ist aber die Entstehungs- und Funktionsweise des Kohärenzgefühles nicht auf einen Einzelkämpferstatus abgestellt, sondern schließt aktuelle menschlich-solidarische Beziehung ausdrücklich mit ein.

Das Kohärenzgefühl kann sich wie in dem Bonhoeffer-Text auf eine Einzelperson beziehen, aber auch auf ein Paar wie in dem Text zu Huckleberry Finn. Ebenso kann sich das Kohärenzgefühl jedoch auf eine Gruppe von mehreren Menschen beziehen wie z. B. auf eine Familie, einen Freundeskreis oder auch eine ganze Schulklasse oder das System einer kompletten Schule. Das Kohärenzgefühl entsteht – wie schon erwähnt - immer aus sozialen Beziehungen heraus. Es ist das entscheidende Moment der Gelassenheit.

Das Kohärenz**gefühl** meint dabei eine Grundstimmung oder Grundsicherheit, innerlich zusammengehalten zu werden, nicht zu zerbrechen und gleichzeitig auch äußeren Halt und äußere Unterstützung zu finden. Der Kohärenz**sinn** beschreibt eine mit diesem Gefühl einhergehende und an gedankliche Aktivitäten geknüpfte Weltsicht:

Meine Welt ist verständlich, stimmig, geordnet; auch Probleme und Belastungen, die ich erlebe, kann ich in einem größeren Zusammenhang begreifen (*Dimension der Verstehbarkeit*). Das Leben stellt mir Aufgaben, die ich lösen kann. Ich verfüge auch über innere und äußere Ressourcen, die ich, um mein Leben zu meistern, einsetzen kann (*Dimension der Handhabbarkeit*). Für meine Lebensführung ist Anstrengung sinnvoll. Es gibt Ziele und Projekte, für die es sich zu engagieren lohnt (*Sinndimension*).



Beispiel Huckleberry Finn: Er kannte sich in dem Urwald und auf dem Mississippistrom aus, er kannte sich mit dem Wetter aus (*Verstehbarkeit*) und wusste, wie man preisgünstig ein Floß organisiert, ein Feuer macht, das nicht zu viel Rauch entwickelt und wie man Fische fängt und brät (*Handhabbarkeit*). Das Wichtigste war aber die *Sinnhaftigkeit*, die er in der Beziehung zu seinem Freund Jim erlebte.

In diesem Zusammenhang einige Anmerkungen zur Entstehungsgeschichte des Konzeptes vom Kohärenzgefühl:

Im Jahre 1970 führte Antonovsky in Israel eine Befragung zur Gesundheit von Frauen durch, die den Schrecken und das Entsetzen von Verfolgung, Inhaftierung und Konzentrationslagern überlebt hatten. Diese Frauen waren im Kindes- und Jugendalter schwersten Traumatisierungen ausgesetzt gewesen; 71 % berichteten als Folge dessen über deutliche seelische und körperliche Beeinträchtigungen ihrer Gesundheit. Dies war auch zu erwarten gewesen und daher nicht weiter verwunderlich. Was Antonovsky vielmehr beschäftigte, war die Frage, warum 29 % der Frauen trotz der massiven Belastungen dennoch bei relativ guter Gesundheit waren. Diesen Wechsel in der Perspektive bezeichnete er rückblickend als die entscheidende Wende in seiner Arbeit, aus der heraus er dann auch sein Konzept vom Kohärenzgefühl entwickeln konnte.

Das Kohärenzgefühl ist entscheidend für unsere körperliche und seelische Gesundheit - gerade auch unter Belastung und Krankheit.

Kohärenzgefühl und Kohärenzsinn bewirken eine verminderte Lebensangst, d.h. auch mehr Gelassenheit bei Belastungen. Dies hat auf unsere Gesundheit einen entscheidenden Einfluss. Denn bei einem starken Kohärenzgefühl sind es dann nur vergleichsweise wenige akute Belastungsreaktionen, in denen das Stresshormon Cortisol deutlich vermehrt ausgeschüttet wird.

Die Ausschüttung des Cortisols bei stark empfundener Stressoreneinwirkung ist zunächst sinnvoll, weil dadurch die jeweilige Kampf- und Fluchtreaktion als Maximalbelastung des Gesamtorganismus zeitlich begrenzt wird. Wenn jedoch aufgrund anhaltender Belastungen bei mangelhaftem Kohärenzgefühl eine Kampf-/Fluchtreaktion auf die andere folgt, bleibt der Cortisolspiegel dauerhaft durchschnittlich erhöht. Hierdurch wird dann wegen der gewebs- und zelldeaktivierenden Wirkung des Cortisols z. B. das Immunsystem unterdrückt, wodurch wir für Infekte, aber auch für Krebserkrankungen, anfälliger werden. Die Wundheilung verzögert sich, der Knochen wird abgebaut, besonders aber wird auch das Hirngewebe als hochaktives „Umbaugewebe“ in seiner Aktivität, bzw. seinem Aus- und Umbau gebremst. Dadurch bleiben unsere Lernbemühungen weitgehend

erfolglos. Denn wir lernen dauerhaft nur, wenn sich im Gehirn die Verknüpfungen unter den Nervenzellen in spezifischer Weise verdichten.-

Wie nun das Kohärenzgefühl in seinem Entstehungsprozess bei Kindern „aussieht“, dafür habe ich Ihnen ein Foto mitgebracht. (Das Kohärenzgefühl kann aber in jedem Lebensalter gefördert werden)

Es geht um eine bildnerische Gemeinschaftsproduktion eines zweiten Schuljahres, innerhalb derer die Kinder auf einer 1 x 1 Meter großen Leinwand jeweils eine Blume malen konnten. Keine Blume wurde übermalt. Die Kinder entdeckten, dass ihre Blume zusammen mit den anderen jeweils viel schöner aussah, als wenn sie alleine



auf der Leinwand zu sehen gewesen wäre...

... und weitere Bilder zum Entstehungsprozess – wahrgenommen werden !

Ohne viel Worte wurden für die Kinder die Grundregeln des *Fairplay* klar, nämlich, den anderen sich nach seinen Möglichkeiten entfalten lassen, nicht ausschalten, nicht übermalen, nicht zur Seite drängeln müssen, sondern ihn in seiner *jeweils eigenen Darstellungsweise wahrnehmen und gelten lassen*. Und: *Keiner wird ausgelacht!* Dieser *Prozess*, der schon für sich alleingegenommen hochbedeutsam war, ermöglichte dann nicht nur eine wunderbare schöpferische Produktion der ganzen Klasse, sondern auch ein gutes Gefühl, nämlich das Kohärenzgefühl: in einer Gruppe – zusammen! - erleben wir uns als stark. *Gemeinsam* gestalten wir etwas für uns *Sinn- und Bedeutungsvolles*, das dann als „Dreingabe“ auch noch wunderbar aussieht.

Das Kohärenzgefühl in der Gruppengemeinschaft kann prozessimmanent z. B. über solche bildnerische Gemeinschaftsproduktionen wie auch über kontinuierliche (!) Projektarbeit in der Schule - oder anderenorts - gefördert werden. Dies ist auf den folgenden Bildern unschwer zu erkennen. Die Bilder hat mir Herr Haist von der Stiftung Eigen-Sinn, Freudenstadt, freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

Exkurs: Die salutogenetische Hauptschule in Freudenstadt

Bilder: Schöpferische Projekte aus Freudenstadt...

Thesen:

- ***Das Kohärenzgefühl entfaltet sich in jedem(!) Lebensalter in den Intermediärräumen des Spielens bzw. schöpferischen Handelns und des Dialoges***
- ***Es bedarf der Fantasie, diese Räume jenseits ministerieller Vorgaben in einem Lehrerkollegium einzurichten.***
- ***Ein starkes Klassen-Kohärenzgefühl wirkt sich auch positiv auf das Kohärenzgefühl der Lehrerinnen und Lehrer aus***



Bild: Gemeinsame Freude der Schüler und der Lehrerin

Die Freude der Kinder sowie der Lehrerin am gemeinsamen Wahrnehmen und Gestalten zeigt das obige Bild, das anlässlich des Besuches einer Hundertwasser-Ausstellung in Quakenbrück entstanden ist. Jedes Kind zeichnete ein kleines, handtellergroßes Detail aus einem Hundertwasser-Bild seiner Wahl ab und malte um dieses Detail herum sein eigenes „Hundertwasser-Bild“, das seinen eigenen Einfällen und Gestaltungsoptionen entsprach. Die Bilder beeindruckten die Ausstellungsorganisatoren so sehr, dass sie diese im Foyer der Ausstellungsräumlichkeiten aufhängen ließen. Mit dabei war auch das Bild einer Schülerin, die zwischen den beiden Stunden, in denen die Bilder hergestellt wurden, erkrankte und deswegen ihr Bild nicht selber fertig malen konnte. Dies übernahm ein Mitschüler, dessen „Vollendung“ des Bildes von der erkrankten Schülerin freudig akzeptiert wurde.

Der Herstellungsprozess der Bilder sowie die Präsentation in den Ausstellungsräumen führte zu einer intensiven Kommunikation zwischen den Schülern einerseits sowie den Schülern und deren Eltern andererseits. Letztere wurden von den Schülern in die Ausstellung mitgenommen und konnten sich nur noch wundern, was die Schüler von dem Maler und dessen Werk alles wussten. Dialogisch verdichtete sich situativ das Kohärenzgefühl zwischen den Schülern und zugleich auch zwischen den Schülern und Eltern, indem diese Sonntag nachmittags eben nicht nur vor dem Fernseher saßen, sondern intensiv ein gemeinsames Thema

verfolgten. Alle Beteiligten konnten sich in diesem Prozess wechselseitig darstellen und wahrnehmen! Es fand eine **BEGEGNUNG** statt. Oder – nach Daniel Stern – ein „*moment of meeting*“. (Warum dadurch das Kohärenzgefühl gestärkt wird, werde ich gleich noch im Zusammenhang mit den Lächeldialogen zwischen Eltern und Säugling erläutern.)

Exkurs: Wie kann Begegnung gefördert werden?

Interkollegial - zwischen den Schülern - zwischen Lehrkräften und Schülern

Kinder mit einem - Sie erinnern sich (?) - starken „Bonhoeffer-Kohärenzgefühl“ sind vermutlich noch in einigen Schulklassen anzutreffen. Hingegen sind potentielle Problemkinder mit schwierigen familiären Verhältnissen wie bei Huckleberry Finn, die aber dennoch über ein solides - aus weitgehend äußeren Ressourcen gespeistes - Kohärenzgefühl verfügen, heute kaum noch in der Schule anzutreffen, da ihnen meistens die klassische peer-group fehlt und die Medienwelt die Stelle der affektusensumotorisch reichhaltigen Erfahrungswelt einnimmt. Unsere heutigen Problemkinder haben in der Regel ein ausgesprochen schwaches Kohärenzgefühl. Und hier liegt die Problematik wie auch Herausforderung für eine salutogenetische Schule: ein schwaches Kohärenzgefühl in einer Schulklasse oder auch einer ganzen Schule geht bei den Schülern mit Demotivation, Sucht und Gewaltmanifestationen einher, bei den Lehrkräften mit psychosomatischen Erkrankungen und Burn out.

Dabei fängt das Lernen eigentlich ganz hoffnungsvoll an. Zu unserer weitgehend *angeborenen* Lernmotivation und Lernfreude schreibt Martin Dornes (1993)¹, indem er sich auf die Ergebnisse der beobachtenden Säuglingsforschung bezieht:

„Experimente lehren, dass nicht nur Trieb- und Körperlust, sondern auch Entdeckerlust und das Gefühl, in der Außenwelt sinnvolle Zusammenhänge bewirken und erkennen zu können, zentrale Motivatoren von Lebensbeginn an sind“.

Ein zweites Zitat sagt literarisch-pointiert das gleiche und stammt aus der Autobiografie von Astrid Lindgren:

„Als ich noch in die Vorschule ging, fragte die Lehrerin eines Tages, wozu Gott uns die Nase gegeben habe, und ein Knäblein antwortete treuherzig: ‘um Rotz darin zu haben’. Ach, Albin, wie konntest du nur so etwas Dummes sagen, hast du denn wirklich nicht gewusst, dass die Nase dazu da ist, damit wir uns gleich jungen

¹ Dornes, M. (1993): Der kompetente Säugling. Frankfurt/M.: Fischer

Hunden durch unser Kinderleben schnuppern und schnüffeln und Seligkeiten entdecken?“

Und wie werden die Seligkeiten entdeckt? Spielend!

Bild: Brueghel (und weitere Kinderspiele – S. 10)

Gemeint ist von Astrid Lindgren ein Spielen - wie auf dem Bruegel-Bild - im Sinne von *paidia* (griechisch: kindliches Spielen) oder *play* (altsächsisch: *plegan* = pflegen), und das bedeutet leibhaftige Welterfahrung mit allen Sinnen, einschließlich des Bewegungssinnes sowie der Gefühle (wir sprechen von Affektus-Sensumotorik).

Diese leibhaftige Welterfahrung wird als *implizit-prozedurales Wissen* gespeichert. Es handelt sich um ein Wissen, das weitgehend ohne Worte auskommt. Der Anschluss an Worte ist jedoch in unterschiedlicher Weise möglich und sinnvoll, manchmal aber sehr schwer und auch nicht immer zweckmäßig. Beschreiben Sie mal mit Worten für andere nachvollziehbar, welche einzelnen Fingerbewegungen Sie ausführen, wenn Sie zum Beispiel Ihre Schuhe mit einer Schleife zubinden. Dies wird Ihnen nur sehr schwer gelingen.

Unsere leibhaftigen, affektus-sensumotorischen Erfahrungen können im Dialog Anschluss an unser sprachgebundenes *explizit-deklaratives* Wissen finden, lassen darüber die Bilder unserer Fantasie für ein inneres (Probe-)Handeln und Erleben besonders lebendig werden. (Soldt, 2006). Die Lebendigkeit unseres Denkens speist sich aus diesen Bildern, die unsere vormaligen Sinneserfahrungen in jeweiligen Kontexten aktuell vergegenwärtigen.

Hierfür ein Beispiel:

- Der alte Herr, den ich aus dem Küchenfenster beobachte, wie er sich im Herbst unter dem großen Baum bückt, etwas aufhebt und seiner Frau gibt, die es dann freudig in der Hand hin und her bewegt, hat offensichtlich keinen Euro gefunden sondern – Sie ahnten es schon – eine Kastanie. Diese spontane Vorwegnahme beim Hören dieser kleinen Geschichte ist aber nur denjenigen möglich, die selbst einmal die „handschmeichlerische“ Glätte einer frischen Kastanie in der Hand gespürt haben.

Unser Innenleben wird reich, wenn wir als Kinder die Chance haben, uns wie auf dem Bruegel-Bild mit all unseren Sinnen, Gefühlen, Motorik und Fantasie zu entfalten. Dies geschieht in den *Intermediärräumen*.

Exkurs: Die Intermediärräume mit ihren schöpferischen Entfaltungsmöglichkeiten sind für Kinder wie für Erwachsene gleichermaßen von Bedeutung (Metapher von den inneren Jahresringen eines Baumes; Winnicott: „der Therapeut, der nicht spielen kann...“)

Jedoch – wie wir alle wissen – spielen Kinder heute kaum noch „auf der Straße, auf der Wiese, im Wald ...“

Im Gegenteil, sie verpassen sich selbst freiwillig das, was zu meiner Jugendzeit noch das Allerschrecklichste war, nämlich Stubenarrest!

Bilder: „Klausi“ und „Familie Sprachlos“

Klausi hat kein starkes Kohärenzgefühl. Er frisst Süßigkeiten und Pommes, trinkt Cola, lernt schlecht, wird dümmer und immer trauriger.

Was braucht Klausi wirklich? Klausi braucht jemanden, der ihn in die Intermediärräume des Spielens und des Dialoges entführt.

Die Intermediärräume sind die schönsten Räume der Welt, die ich kenne. Leider sind es auch Räume, die sehr schnell beschädigt werden können.

Die Intermediärräume, wörtlich übersetzt: Zwischenräume, sind nicht sichtbar und auch nicht vermessbar, - aber erlebbar. Gemeint sind die Zwischenräume, die sich im Spielen wie im Dialog und natürlich auch im spielerischen Dialog oder dialogischen Spiel eröffnen. Es sind die Räume zwischen der Fantasie des Kindes und z. B. dem Sandhaufen vor dem Kind. In den Spielintermediärräumen wie in den dialogischen Intermediärräumen kann man sich verlieren – und bereichert aus ihnen zurückkehren. Und das, was man für sich in diesen Intermediärräumen an Schätzen entdecken kann, sind Lebens- bzw. Lernfreude und Friedensfähigkeit. Man kann aber noch viel mehr darin entdecken: z.B. seine eigene Kreativität und Gesundheit. Das klingt fast nach einem fernen Wunderland...

Erstmals beschrieben worden, ist dieses Wunderland von dem genialen Donald Winnicott in seinem Buch „Vom Spiel zur Kreativität“.²

Darüber hinaus bedeutet ein solches Spielen mit anderen zusammen in der Gruppe (Peer-Group) auch dann noch Freude am Spielen haben zu können, wenn ich dabei desillusioniert werde, das heißt erlebe, dass die anderen schneller laufen oder schwimmen, besser klettern, gewandter mit dem Ball umgehen oder sich besser ausdrücken können. Die intrinsisch begründete Lust auf Welt (s. Dornes) bleibt innerhalb solcher Spielerfahrungen trotz Enttäuschungen erhalten. Ich bedarf dann auch nicht zwingend der Suchtmittel und –handlungen, um Enttäuschungen zu verkraften oder um „kicks“ zu erleben.

Eine solche Gruppe hat mehrere Geheimnisse. Eines dieser Geheimnisse ist vor sechs Jahren von der neurobiologischen Forschung gelüftet worden. Kinder - und Erwachsene, - die in den Intermediärräumen einer solchen Gruppe spielen, wo es also mehr um den Spielprozess als um das Ergebnis, den Sieg, geht, produzieren im Gehirn die *Nervenwachstumsfaktoren (brain derived neurotropic factor)*, die - als „Dünger“ - eine notwendige biologische Voraussetzung für das Verknüpfen der Synapsen und damit für das erfolgreiche Lernen darstellen. Verkürzt: nur Kinder, die

² 1979, Stuttgart: Klett-Cotta.

auf diese Weise spielen können, können auch erfolgreich lernen. *Das gleiche gilt auch für die spielerisch-schöpferischen Entfaltungen der Erwachsenen.*

Und es gibt noch ein weiteres Geheimnis einer solchen Gruppe. Sie entfaltet nämlich eine Haltefunktion, die man sonst in der Psychologie einer liebevollen Mutter zuschreibt (holding function).

Das Wohlbefinden, das wir in der Gruppe empfinden, wenn wir mit anderen zusammen uns schöpferisch entfalten, hat ebenfalls sein neurobiologisches Korrelat. Denn es wird im Gehirn vermehrt das hochwirksame *Oxytocin* ausgeschüttet, das dafür sorgt, dass wir uns in liebevollen und freundschaftlichen Beziehungen wohlfühlen, worüber eben diese Beziehungen stabilisiert werden. [Beispiel: Laienchor](#)

Und Kinder, die sich beim Spielen so fabelhaft betragen und zugleich getragen fühlen, können von dieser Freiheit auch besser ein Stück abgeben und sich in sinnvolle Regeln einfügen, ohne sich dabei in ihrer Lebensfreude eingeeignet zu fühlen. Diesen Kindern fällt dann der Schritt von der Autonomie zur *verantworteten* Autonomie, das heißt vom play zum *fair play* nicht schwer. Fairplay meint *den anderen wahrnehmen, sich nach seinen Möglichkeiten entfalten lassen*, ihn nicht zur Seite schubsen oder ausschalten müssen.

Hierüber kann sich ein starkes Element entfalten, das die gegenwärtig immer mehr wuchernde aggressive Konkurrenzmentalität, die auch schon Kinder und Jugendliche erfasst, mildern könnte.

Im Fairplay kann mein Gegenüber zwar auch mein spielerischer Gegner, mein Konkurrent sein, trotzdem verliere ich dessen - das sei etwas altmodisch ausgedrückt - Antlitzhaftigkeit nicht aus den Augen. Er bleibt trotz aller Rauferei mein Spielkamerad. Erinnerung sei an die Spiele von Pippi Langstrumpf oder von Tom Sawyer, Huckleberry Finn und ihren Freunden. In diesen Spielen ging es oftmals wild zu, es gab Gehässigkeiten, Gemeinheiten, aber *keiner wurde ausgeschaltet*. Der freundschaftlich-tragende Zusammenhalt wurde nicht zerstört. Solch ein Zusammenhalt ist Grundlage des *Kohärenzgefühles* einer Gruppe.

Wie ein solches Kohärenzgefühl, das sich in einer Gruppe entfaltet „aussieht“, habe ich Ihnen bereits gezeigt (Kinder mit gemeinsam gestaltetem Blumenbild)

Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang, dass bereits die ersten Begegnungen zwischen Mutter und Kind sich in spielerisch-dialogischen Räumen ereignen, die den Intermediärräumen sehr ähnlich sind. Für den Außenstehenden wird diese spielerisch-dialogische Begegnung noch deutlicher, wenn das Kind im Alter von zwei Monaten im Kontakt zu lächeln beginnt, die kindlichen Laute nuancenreicher werden, Wohlbehagen und Freude sowie Ärger und Spannung unterscheidbarer werden lassen, die Bewegungen immer zielgerichteter werden. Die Mutter (oder der Vater) nimmt die Gesten und Laute des Kindes auf, wiederholt diese variierend. Kind und Bezugsperson stellen sich dabei in ihrer Körpermotorik und

Lautbildung so aufeinander ein wie zwei, „die gemeinsam freudig tanzen“ (Milch, W. 2000) oder im Duett singen.

Diese aktivierende Kraft der spielerisch-dialogischen Begegnung erspüren wir jedoch nicht nur bereits schon in den ersten Tagen des menschlichen Lebens, sondern auch noch an dessen Ende: gehen wir in ein Altersheim, befreien wir die stumpfsinnig vor der Glotze hängenden Alten von diesem Medium, singen wir mit ihnen, tanzen wir mit ihnen – und wir staunen immer wieder neu, wie rege, fröhlich und *Geistes-gegenwärtig* diese Menschen sich auf einmal zeigen können.

Ich sagte eingangs, dass durch **schöpferische** Prozesse in Spiel und Dialog ein starkes Kohärenzgefühl entsteht. Leider ist bei einer Entwertung oder starken Reglementierung der schöpferischen Prozesse auch das Gegenteil möglich, indem das Kohärenzgefühl zerstört wird - und damit die Grundlage von Lebensfreude und Lebensmut, Gesundheit sowie Lehr- und Lernfreude . Warum das so ist, wird uns durch Ergebnisse der beobachtenden Säuglingsforschung klarer: **Die ersten kreativ-kommunikativen Darstellungsweisen des Kindes sind dessen Lächeldialoge!**

Hierauf freuen sich die Eltern eines jeden Kindes, sofern sie das Lächeln nicht schon vorher verlernt oder selbst nie erfahren haben. „Bis zum Alter von sechs Monaten gibt es unter normalen Umständen bis zu dreißigtausend solcher Lächelbegegnungen (...). Es sind dies keine Affektansteckungen sondern echte Dialoge (...). Mit jeder der dreißigtausend Lächelbegegnungen wächst ein Stück Wissen, dass das entstehende Selbst die Quelle der mütterlichen Freude ist.“ (Krause, R. 2001)

Und ein wertvolles Geschenk vergisst man nicht!

Von unserer Geburt an gilt:

„Ich werde wahrgenommen, also bin ich **angenommen**“.

Das erste Lächeln des Kindes erfolgt spontan im Schlaf und wird dann im wachen Dialog durch das antwortende Lächeln der Eltern verstärkt, was wiederum deren Lächeln und Freude fördert. Hier findet sich die Grundform eines positiven selbstverstärkenden Zirkels zur Lebensfreude. Solche selbstverstärkenden Zirkel zur Lebensfreude können späterhin überall da entstehen, wo ein Kind im Spiel schöpferisch etwas hervorbringt und als Geschenk präsentieren möchte – z. B. sein

Bild. Entscheidend ist dann das annehmende Lächeln und: die aufmerksame Wahrnehmung des Bildes. **Denn das Bild *ist* das Kind.**

Ich wiederhole:

Von unserer Geburt an gilt: „Ich werde wahrgenommen, also bin ich angenommen“.

Über die Lächeldialoge vermittelt sich das Kind seinen Eltern als Geschenk. Hinzu kommen alsbald die immer nuancierteren Laute, bald auch Melodien sowie die Gesten des Kindes. Es folgen, früher oder später, Ein- und Mehrwortsätze als ein kreatives Geschichtenerzählen. Bald nachdem ein Kind einen Stift halten kann, entstehen „Urkreuz“ und „Urknäuel“. Stolz werden diese schöpferischen Produktionen von den Eltern im Freundes- und Verwandtenkreis herumgezeigt und mit Stecknadeln in der Küche und im Kinderzimmer an die Tapete geheftet. Die Großeltern bekommen die ersten Bilder zugeschickt.



„Urkreuz“



„Urknäuel“

Alle spielerisch-schöpferischen Entfaltungen stehen in der Fortsetzung der Lächeldialoge und bedeuten: „Nimm mich wahr und nimm mich an!“ Und eben dieses liebevoll wertschätzende Wahrnehmen eines *Geschenkes* steht gegen die menschliche Urangst vergessen zu werden und damit zu erfrieren, zu verhungern und zu verdursten.

Das Drama beginnt in dem Augenblick, in dem diese Eigendarstellungsweisen nicht mehr wie das Lächeln freudig angenommen sondern zurückgewiesen werden: die hochgezogene Augenbraue oder der gequälte Gesichtsausdruck bei

falschen Tönen in der Liedmelodie, die fehlende Aufmerksamkeit für das, was das Kind so brennend gern erzählen möchte oder die Bemerkung, dass ein Käfer doch keine zwölf Beine hat ...

Aus unterschiedlichen Gründen heraus können sich die Eltern in dieser späteren Phase nicht in geeigneter Weise auf ihr Kind einstellen . Oft auch, weil sie es selber schon nicht mehr als Kinder erlebt haben. Sie haben diese Erfahrungen nicht für ihr eigenes Beziehungswissen sammeln können. Dann erscheint auch das, was auf dem Bildschirm abläuft wichtiger als eine geduldige und annehmende Zuwendung zum Kind. Vielleicht waren die beruflichen Belastungen schon der eigenen Eltern oder Großeltern so heftig, dass für geduldige und annehmende Begegnungsweisen nur wenig Zeit zur Verfügung stand. Oder: *Innere Gespenster der Eltern in Form von früh verinnerlichten Leistungs- und Kontrollintprojekten verhindern salutogene moments of meeting.*

(Exkurs: Die traurige Geschichte vom Torwart...)

Das Drama setzt sich später in unserem Leben mit vielen schöpferischen Entwürfen fort. Nur erwarten wir vom *Erwachsenen*, dass er das besser aushält. Das funktioniert aber nicht auf Dauer.

Auch jeder Unterricht stellt einen schöpferischen Unterwurf dar! Permanente Kontrollen, Bewertungen und Entwertungen auf Dauer machen krank. Das wissen Sie alle.

Bilder: Takan und Silvana und deren Physiognomie zu verinnerlichten Wahrnehmungs- und Zensurerfahrungen

Wir alle, große wie kleine, brauchen weniger Vorschriften als zur Zeit allgemein gedacht wird. Das schließt nicht aus, dass an einigen Stellen Vorschriften sehr sinnvoll sind, ich denke da z. B. an das Bankgewerbe oder die Konstruktionssicherheit von Atomkraftwerken. Aber das steht hier nicht zur Debatte, es geht mehr um unseren lebenspraktischen Alltag - einschließlich Schule - mit all seinen möglichen oder verunmöglichten Bildungsprozessen.

Fangen wir bei den Erwachsenen an...

In uns steckt unglaublich viel Wissen! Wir können darüber augenblicklich ohne längeres angestregtes Nachsinnen für unser intuitives Erkennen, Urteilen und

Handeln verfügen. Zu den Anwendungs- und Erscheinungsweisen dieses Wissens gehören die spontanen Improvisationen und der rettende Einfall sowie auch Lösungen bei schwierigen Entscheidungen und anderweitigen Problemen (Text des schwierigen Briefes, die Raumaufteilung des neuen Hauses, die Partnerwahl...)..

In diesen Situationen profitieren wir von dem schon genannten implizit-prozeduralen Wissen, das wir in unserem Leben in einer bestimmten Weise angesammelt haben und das sogar um das sozial vererbte Wissen unserer Eltern und Großeltern bereichert werden kann. Es handelt sich dabei größtenteils um ein Erfahrungswissen. Es ist ein Wissen um das *Wie* etwas geschieht. Dies im Unterschied zum Wissen, Was es und Dass es dieses oder jenes gibt. Bei Letzterem handelt es sich um das bewusste und wortgebundene explizite Wissen. Und eben auf diesem Wissen basieren vorwiegend unsere expliziten Regeln und Vorschriften, über die das Implizite allerdings nur sehr unvollständig vermittelt wird.

Geradezu paradox mag es uns erscheinen, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass unser angewandtes Grammatikwissen um die Regeln unserer Muttersprache zu unserem impliziten Wissen gehört. Dies im Unterschied zu dem expliziten Wissen um die Grammatikregeln, die wir im Fremdsprachenunterricht an der Schule erwerben. Wenn wir dann aber diese Sprache – wie zum Beispiel während eines Auslandsaufenthaltes – häufig genug sprechen, dann wird aus dem expliziten Wissen ein implizites Wissen, das uns mit großer Sicherheit und Schnelligkeit unsere Sätzen bilden hilft. Diesen Umwandlungsprozess vom expliziten Wissen in implizites Wissen kann man Internalisierung nennen.

Elemente aus dem implizit-prozeduralen Wissensschatz unseres ganzen Lebens – und das ist unglaublich viel – können grundsätzlich in jedem Augenblick für uns bedeutsam werden. Alles, was wir zum Beispiel an Eindrücken „gesammelt“, das heißt auf einer meist nicht bewussten Wahrnehmungsebene gesehen, geschmeckt, gerochen, gefühlt und auch an Wortklängen und Satzmelodien gehört haben, kann sich wahlweise je nach Zusammenhang bis ins hohe Alter augenblicklich aktualisieren. So erkennen wir schon aus der Ferne, ohne genauere Einzelheiten zu sehen, bereits an den Umrissen, dem Gang und dem Lachen, das zu uns herüberweht, wie jetzt mitten zwischen vielen anderen Menschen unser Jugendfreund die Straße entlang kommt. Augenblicklich sind wir im Bilde! Aber nur schwerlich könnten wir mit Worten vermitteln, aufgrund welcher Einzelheiten wir den Freund von anderen Passanten auf der Straße eindeutig unterscheiden können. Vermöge unseres impliziten Wissens können wir aber in der Regel nicht nur auf die

Ferne hin unseren Freund von anderen unterscheiden, sondern wir spüren auch, wenn wir mit ihm sprechen, was in ihm vorgeht, indem wir seine wechselnden Reaktionen auf das, was wir sagen, wahrnehmen.

„Unser Nervensystem ist so konstruiert, dass es vom Nervensystem anderer Menschen ‚verstanden‘ werden kann; aus diesem Grund können wir andere nicht nur mit unseren eigenen Augen wahrnehmen, sondern auch so, als ob wir in ihrer Haut steckten. Potentiell steht uns eine Art emotionaler Pfad offen, der direkt in den Anderen hinein führt; wir nehmen an seinem Erleben teil und lassen es in uns widerhallen, und umgekehrt das Gleiche.“ (Daniel Stern, 2005) Gemeint sind damit die Funktionen der Spiegelneuronen. Diese helfen uns auch, schnell und mit großer Treffsicherheit zu erfassen, wie es um die bestellt sein mag, mit denen wir gerade Kontakt aufnehmen wollen wie zum Beispiel unseren Freunden, Kollegen, Patienten und Schülern...

Wenn wir jemanden mit hängenden Schultern und schleppendem Gang gehen sehen, dann spüren wir dessen Müdigkeit und Bedürfnis, sich sobald als möglich zu setzen. Und die Spiegelneurone sind es, die uns als Beifahrer auf eine nicht vorhandene Bremse treten lassen, wenn wir eine Situation als kritisch erleben.

Und indem wir jemandem zuschauen, dem im Rahmen einer kleinen Operation ein Finger- oder Fußnagel entfernt wird, dann haben zumindest medizinische Laien ein sehr unangenehmes Gefühl, so als ob uns gleich selber ein Nagel entfernt wird. Hier werden Spiegelzellen aktiv, die uns die emotionale Seite des Schmerzes spontan nachempfinden lassen. Das Gefühl des anderen wird in uns hineingespiegelt.

Die Spiegelneurone werden also aktiv, wenn wir selber Gefühle erleben, aber ebenso auch, wenn wir uns in die Verfasstheit eines anderen Menschen einfühlen.

Und die motorischen Spiegelneurone sind es, die uns als Beifahrer auf eine nicht vorhandene Bremse treten lassen, wenn wir eine Situation als kritisch erleben oder wenn der Vater beim Füttern seines Kindes so entzückend den Schnabel aufreißt.

Bilder: Spiegelneuronenfunktionen inklusive Motivationsspiegelung

Die Spiegelneuronen stecken auch dahinter, wenn ein Säugling das Lächeln oder die Laute der Mutter nachahmt, im Laufe der Zeit Gestik, Mimik, Sprachmelodie und Sprache der Kinder derer ihrer Eltern immer ähnlicher werden. Über die Spiegelneurone lernen wir also auch das Sprechen und die Sprachen und das Zuhören-können.

Spiegelneurone sind also für implizites Beziehungswissen zuständig, das uns ermöglicht, andere intuitiv zu verstehen. Allerdings meist nur in dem Umfange, in dem wir selber erfahren haben, verstanden zu werden.

Wir können uns auf diese Weise auf unser Gegenüber einstellen, von ihm auch vieles erfahren, was sich eben nicht so ohne weiteres explizit, d. h. mit Worten, erklären lässt. Ohne dieses Wissen könnten wir beispielsweise uns kaum in einer belebten Fußgängerzone bewegen, ohne mit Anderen ständig zusammenzustoßen. (Dann brauchten wir tatsächlich auf das Pflaster gemalte *Leitlinien*, die uns zugewiesen würden und von denen wir keinen Finger breit abweichen dürften.)

In vielen Lebenssituationen und Berufsfeldern, in denen wir mit Menschen zu tun haben, sind wir mit diesem impliziten Wissen bestens ausgerüstet. Trotzdem gibt es gegenwärtig immer mehr Leit- oder Richtlinien, Standards, Tests und Manuale, die uns vorschreiben wollen, was wir zu tun haben.

Hierzu fügt sich auch der Bestsellererfolg eines Buches mit dem Titel „Lob der Disziplin“ (Bueb, B. 2006) Dessen Verfasser fordert die „Macht als Autorität anzuerkennen“. Nach Abzug der Schnörkel heißt das im Klartext, Befehl und Gehorsam als durchgängiges Kommunikationsmuster zu praktizieren! Im Elternhaus, Kindergarten und in der Schule... Die Folge dessen wäre dann späterhin tatsächlich – z. B. im Berufsleben - eine weitgehende Abhängigkeit von expliziten Leitlinien.

Dabei kann explizit vieles gar nicht mit Worten erfasst werden, was implizit ohne Schwierigkeiten umgesetzt werden kann. Die spontanen Entscheidungen und Improvisationen, die intuitiv, d. h. aus dem impliziten Wissen heraus, entstehen, sind ungemein „wirtschaftlich“. Sie sind schnell und treffsicher, bedürfen nur eines Augenblicks. Sie bedürfen aber auch der Bereitschaft und Fähigkeit zum expliziten Dialog, um sie bei Bedarf kritisch zu reflektieren.

Dieser Dialog kann mit anderen, aber auch in uns selbst stattfinden. Die Dialogfähigkeit wird von Eltern und anderen Vorbildern – dialogisch – vermittelt. Aber wohl kaum im Befehlsmonolog.

Implizites Wissen ist an unsere eigene Erfahrungsgeschichte gebunden, ist sehr eng mit dem Wie unserer Beziehungs- und Selbsterfahrung verknüpft. Wir zeigen dies durch unsere Lebendigkeit in jedem Augenblick. Aber auch, wenn es schlecht lief, z.B. durch unsere Demotiviertheit und unseren Pessimismus. Insofern vermitteln wir unsere Verfasstheit stets auch an ein wahrnehmendes Gegenüber. Wir „vererben“ sie insbesondere unseren Kindern, aber auch unseren Patienten und Schülern ... – ob wir es wollen oder nicht. Gleich auch, ob es gute oder schlechte Erfahrungen sind. Korrigieren können wir als Eltern unsere schlechten Erfahrungen durch Beobachtung und Reflexion - z.B. in Gesprächsrunden mit Eltern (Daniela Pichler).

Vieles aus unserem impliziten Wissensschatz heraus ist ungemein nützlich und „zeitökonomisch“. Unseren Vor-Annahmen, Vor-Urteilen und Handlungsmustern liegen stets auch unsere schnellaktualisierten impliziten Erfahrungen zugrunde. Die

guten wie die schlechten. Damit nun aus den Vor-Urteilen nicht das wird, was wir üblicherweise darunter verstehen, nämlich ein Verklemmen geistiger Prozesse, oft auch eine Erstarrung oder ein Einrosten, bedarf es auch hier der Bereitschaft zu einem inneren und äußeren Dialog über diese Vor-Annahmen und Vor-Urteile.² Dann kann der Augenblick auch Weisheit im Sinne einer reflektierbaren und reflektierten Intuition freisetzen. Beispiel: König Salomon.

Das Wissen um die „Chancen und Risiken“ von Intuition und Spontaneität kann für Eltern und Lehrer-Innen sehr erfrischend sein. Es ermöglicht spontane, aber dennoch bedarfsweise reflektierte Lebensentfaltung ohne Korsettagen – letztere in Form von Qualitätsmanagement, Leitlinien, ausufernden Dokumentationsanforderungen oder sonstigen Normierungen.

Das Subjekt wird dann nicht zur besseren Verwaltbarkeit auf ein Normalmaß gebracht, sondern kann sich im dialogischen Kontext seinem eigenen Wesen nach entfalten.

Erst seit Ende des vergangenen Jahrhunderts wird auch immer deutlicher, dass komplexe implizite Informationsverarbeitungsprozesse, das heißt implizites Lernen und Wissen dem expliziten Modus eindeutig überlegen sein können. Eine erfahrene Grundschullehrerin weiß sehr bald, wie sie einen Schüler oder eine Schülerin in ihren Stärken und Schwächen einzuschätzen hat. All dies aber auch nur annäherungsweise zutreffend und nachvollziehbar schriftlich zu vermitteln, bzw. zu dokumentieren, würde trotz eines Maximalaufwandes an „Text“ scheitern müssen. Es zeigt sich eine Kluft zwischen dem intuitiv Erfassbaren und dem mit begrifflicher Genauigkeit Beschreibbaren. Letzteres lässt sich dokumentieren. Ersteres nicht ohne weiteres – jedenfalls nicht immer als sinnvolle Übung.

Vielen der zeitgenössischen Normier- und Kontrollbestrebungen – wie immer auch sie begründet sein mögen – haftet sofort ein Geburtsfehler an, wenn sie implizite Prozesse explizit erfassen wollen. Es gelingt hier eben nicht das, was vor 250 Jahren Immanuel Kant als das Erfolgsrezept der Naturwissenschaftler beschrieb: nämlich reproduzierbare (wiederholbare) und damit – von anderen – überprüfbare Erkenntnisse zu gewinnen, indem die Natur vom Wissenschaftler genötigt wird, nur auf die Fragen zu antworten, die der Wissenschaftler ihr im Experiment stellt ... („Originalton“ Kant)

Eben dieses Schema gilt auch für die industrielle Re-Produktion: unter definierten und damit kontrollierbaren Bedingungen wird zwar keine Herstellung identischer und damit überprüfbarer Erkenntnisse, aber die Herstellung gleicher Produkte bewirkt. Egal an welchem Ort von welchen Menschen unter eben denselben Bedingungen reproduziert wird.

Es könnte in diesem Zusammenhang gefragt werden, ob das, was in den letzten Jahren unter der Flagge Qualitätsmanagement, Controlling oder Einführung von definierten Standards auch auf eine Industrialisierung zwischenmenschlicher Beziehung in Institutionen wie Arztpraxen, Krankenhäusern, Schulen, Kindergärten und Universitäten abzielt. Zitat: „Vieles, was so unter dem Titel der Effizienzsteigerung zur Reform des Bildungswesens unternommen wird, gehorcht schlicht dem Prinzip der Industrialisierung“ - so Klaus-Peter Liesmann in: „Theorie der Unbildung“ (2006).

Implizites Wissen lässt sich (aber) nicht industrialisieren. Vielmehr kann es sogar im Industrialisierungsprozess dem Subjekt wieder Bedeutung verleihen.

Improvisieren

Daniel Stern (2001), Säuglingsforscher und Psychoanalytiker, hatte einen genialen Einfall. Er untersuchte das Geschehen zwischen Therapeut und Patienten einerseits sowie Mutter, bzw. Vater und Kind andererseits auf mögliche Gemeinsamkeiten hin. Dabei gelangte er zu folgender Erkenntnis: „Der Mikroprozess innerhalb einer therapeutischen Sitzung scheint sich in einer Art Improvisation zu vollziehen, in der kleine Schritte, die notwendig sind, um ein Ziel zu erreichen, unvorhersagbar sind; das Ziel selbst ist auch nicht ganz klar und kann sich ohne Ankündigung verändern, wie dies auch aus Beobachtungen von Mutter-Kind-Interaktionen bekannt ist.“⁽²⁰⁰¹⁾

Mit anderen Worten: das, was sich in der Therapie wie auch zwischen Eltern und Kind abspielt, ereignet sich in kleinen unvorhersehbaren Schritten. Die Eltern wie auch die Therapeuten bedürfen einer ausgeprägten Intuition, um zu erfassen, was ungefähr dem Kind, bzw. dem Patienten in den jeweiligen Augenblicken des Geschehens gut tun könnte. Zugleich bedürfen sie einer munteren Improvisationslust, um ihre Ahnung dann auch zeitnahe im aktuellen Beziehungsgeschehen umsetzen zu können. Intuition und Improvisation speisen sich weitgehend aus dem impliziten Beziehungswissen.

Ein Beispiel :

Der kleine Jörg ist mit seinen Eltern über 10 Tage zu Besuch bei den Großeltern. Zum Gutenacht-Ritual gehört, dass der Opa abends die Lieder, die Jörg sonst von seinen Eltern vorgesungen bekommt, jetzt auch auf der Flöte vorspielt. Jörg hört stets andächtig zu. Eines Abends signalisiert er nach dem Flötenspiel jedoch nicht - wie sonst zu erwarten gewesen wäre - sein Einverständnis, jetzt ins Bett gebracht zu werden. Vielmehr zerlegt er in Windeseile seine Kugelbahn, fügt mehrere kleine Rohre zu einem längeren Rohr zusammen und stellt sich damit vor den Notenständer. Dann summt er in dieses Rohr die ihm gegenwärtige Melodien, bewegt die Finger dazu wie beim Flötenspiel. Nach einigen Takten dreht er sich um, schaut gespannt in die Runde und beginnt zu strahlen, als er die freudige Gesichter der applaudierenden Zuhörer sieht.

Bilder: Jörg mit seiner „Flöte“

Hätten die Erwachsenen nicht intuitiv, erkannt dass es in diesem Augenblick nicht darum ging, die Zeitgrenzen, das heißt die pädagogischen Richtlinien vom Zubett- gehen einzuhalten, sondern sich auf das einzulassen, was dem kleinen Jörg vor- schwebte, dann hätte sich diese wunderbare Geschichte nicht geeignet. („moment of meeting“, d.h. Begegnungsmoment; aus: Daniel Stern, 2005, „Der Gegenwartsmoment“)

Aber nicht nur das. Die Erwachsenen hätten – zumindest vorerst – eine große Chance verpasst, den Jörg eine eigene Motivation für das Musizieren finden zu lassen. Und entscheidet ist für die Freude am Musizieren die eigene Motivation!

Nun leuchten in den improvisierten Beziehungsprozessen nicht ständig solche Highlights auf wie das „Flötenkonzert“. Vielmehr ereignet sich überwiegend ein saches wechselseitiges Sich-aufeinander-Einstimmen. Dieses bezeichnet Daniel Stern als Vorangehen oder moving along. Es besteht aus aneinandergereihten Augenblicken oder Gegenwartsmomenten, aus denen heraus situative Verdichtungen im Sinne einer motivationalen und emotionalen Horizontverschmelzung entstehen können. Letztere ermöglichen - am Schopfe ergriffen - die Begegnungsmomente. Bei dem Vorangehen handelt es sich um ein spontanes Geschehen. „Der Therapeut kann nicht genau wissen, was der Patient in Kürze sagen wird, oder was er selbst als Nächstes sagen wird. Dies weiß er erst, wenn er es sagt.“ Dasselbe gilt auch für die Eltern in der Begegnung mit ihren Kindern. **Und es gilt in einem breiten Umfange auch für die Begegnung zwischen Lehrern und Schülern.**

„Weil (aber, E. S.) der Prozess (...) von Schritt zu Schritt weitgehend spontan und unvorhersagbar ist, kommt es (auch, E. S.) zu (...) Fehl Abstimmungen, Entgleisungen, Missverständnissen und Unschärfen. Diese ‚Fehler‘ machen einen Korrekturprozess erforderlich.“ Selbst in wirklich gelungenen Passagen zwischen Eltern und Säugling kommt es in jeder Minute zu Missverständnissen oder „Schrittfehlern“, die zumeist jedoch von einem oder beiden der Beteiligten rasch wieder korrigiert werden. Stern hat diese Ausrutscher mit „Schrittfehlern beim Tanzen“ verglichen. Diese Schrittfehler

sein „ungemein wertvoll“, weil die Art und Weise wie Korrekturen ausgehandelt würden, als implizites Beziehungswissen uns im späteren Leben zur Verfügung steht, wenn es darum geht, Schrittfehler „beim Tanzen“ zu korrigieren: in der Partnerschaft, der Begegnung mit unseren Kindern, Freunden, Nachbarn, Kollegen, Schülern (...) Zugleich betont Stern allerdings auch, dass Ungenauigkeit nur dann potentiell kreativ sei, wenn sie sich innerhalb eines festen Rahmens abspiele.

Lob der Ungenauigkeit

Die Stolperschritte beim Tanzen resultieren aus der Ungenauigkeit, mit der sich zwei – oder auch mehrere – aufeinander einstimmen. Diese sollte jedoch nicht als ein Fehler oder ein „Knirschen“ im System betrachtet werden. Diese Ungenauigkeit bringe zwar unerwartet neue und häufig auch chaotische Elemente in das dialogische Miteinander ein. Hierüber kann sich jedoch eine unglaubliche Kreativität entfalten, sofern die Grundabsicht der Dialogpartner auf Verständigung ausgerichtet ist. Ebenso wie andere ungeplante Vorgänge ermöglicht dann die Ungenauigkeit überraschende Entdeckungen, die einer (spielerisch-) dialogischen Beziehung „ihre unverwechselbare Einzigartigkeit verleihen. Sie zählt zu den potentiell kreativsten Elementen. Das blanke Gerüst, das die Theorie zu Verfügung stellt, wird durch die Ungenauigkeit und das plötzlich durchbrechende (...) Material mit Leben erfüllt.“¹² Diese Aussagen, die sich aus dem Vergleich der Prozesse zwischen Therapeut und Patient bzw. dem Spielen zwischen Mutter und Kind ergaben, können Sie auf das Geschehen in der Kindertagesstätte sowie in den ersten zwei Schuljahren eins zu eins übertragen. Aber auch späterhin ist dieses Moment für eine lebendige zwischenmenschliche Beziehung, z.B. im Unterricht, unabdingbar. Und nur ein lebendiger Unterricht ist nicht nur gesundheitsförderlich, sondern ermöglicht eine Freude, die ihren Ursprung in den Lächeldialogen hat !

Standardisierte Lernziele und Methoden würgen eines mit Sicherheit ab, nämlich die dialogische und schöpferisch-spielerische Entfaltung. Aber genau diese sind notwendig, damit die Nervenwachstumsfaktoren ausgeschüttet werden. Und eben diese wiederum stellen den zwingend notwendigen „Dünger“ für erfolgreiche Lernprozesse dar. Und für die Lehrerin und Lehrer ist die spielerisch-schöpferische Entfaltung ihres Unterrichtsentwurfes zugleich eine wesentliche Voraussetzung dafür,

dass sie gesund, fröhlich und motiviert bleiben. **Und gefördert werden kann das noch durch Kreativität im Kollegium !**

Bilder : Kreativität im Kollegium

„Geben Sie Gedankenfreiheit , Sire !“ Lässt Schiller den Marquis de Posa in seinem Don Carlos ausrufen. Da können wir nur – wie die Hamburger Bürger vor 223 Jahren bei der Uraufführung - laut applaudieren.

Und wenn Schiller uns in seinen Briefen zur „Ästhetischen Erziehung“ sagt, dass „nur im Spiel der Mensch ganz Mensch (ist)“ dann sollten wir uns im Zusammenhang mit den Ergebnissen der beobachtenden Säuglingsforschung immer wieder daran erinnern - und wie in der Begegnung mit den Kindern auch in der Selbstbegegnung schöpferisch tätig sein. Wie Sie jetzt wissen: Es ist nicht nur gesund, es macht auch Spaß.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

Thematik ausführlicher abgehandelt in:

Schiffer,E.(2001): Wie Gesundheit entsteht. Salutogenese: Schatzsuche statt Fehlerfahndung. Weinheim und Basel: Beltz

Schiffer,E. & Schiffer,H.(2004): LernGesundheit. Lebensfreude und Lernfreude in der Schule und anderswo. Weinheim und Basel: Beltz

Schiffer,E.(2008): Warum Tausendfüßler keine Vorschriften brauchen. Intuition.Wege aus einer normierten Lebenswelt. Weinheim und Basel: Beltz

Weitere Quellen (in der im Text aufgeführten Reihenfolge)

Milch, W. (2000): Kleinkindforschung und psychosomatische Störungen. Psychotherapeut, 45, 18-24.

Krause, R. (2001): Affektpsychologische Überlegungen zur menschlichen Destruktivität. Psyche – Z Psychoanal, 55, 934-960.

Stern, D. N. (2005): Der Gegenwärtmoment. Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel (S. 89).

Peichl, J. (2006): Traumaerfahrung und Balint-Gruppe oder die Rolle der Spiegelneurone beim intuitiven Verstehen. Balint-Journal, 7, 49 – 54.

Bueb, B. (2006): Lob der Disziplin. Eine Streitschrift. Berlin: List.

Liessmann, K.-P. (2006): Theorie der Unbildung. Wien: Zsolnai, S. 41

Stern, D. N. et al. (2001): Die Rolle des impliziten Wissens bei der therapeutischen Veränderung. Einige Auswirkungen entwicklungspsychophysiologischer Beobachtungen für die psychotherapeutische Behandlung Erwachsener. Psychother. Psych. Med., 51, 147-152.

”